

Für die Jugend.

Das Erkennen.

Ein Wanderkutsch mit dem Stab in der Hand kommt wieder heim aus dem fremden Land. Sein Haar ist beschneit, sein Anstrich verbrannt; Von wem wird der Kutsch zuerst erkannt? So tritt er ins Städtchen durch's alte Thor. Am Schlagbaum lehnt just der Zollner davor. Der Zollner, der war ihm ein lieber Freund, Oft hatte der Bescher die beiden vereint. Doch sieh, Freund Zollmann erkennt ihn nicht; Zu sehr hat die Sonn' ihn verbrannt das Gesicht. Und weiter wandert noch kurzem Gruß. Der Butsch und schüttelt den Staub vom Fuß. Da schaut aus dem Fenster sein Schägel fromm: „Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“ Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht; Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht. Und weiter geht er die Straße entlang. Ein Thränen hängt ihm an der braunen Wang'. Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her: „Gott grüß' dich!“ so spricht er und sonst nichts mehr. Doch sieh, das Mütterchen schluchzt voll Lust: „Mein Sohn!“ und sinkt an des Burschen Brust. Wie sehr auch die Sonne sein Anstrich verbrannt, Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Johann Nepomuk Vogel, geb. 2. November 1802 zu Wien; gest. 16. November 1866.

Kleine Plaudereien.

Der menschliche Körper.

1.

Geht man an einem Wintertage, wenn der Boden steinhart, das Wasser in den Gassen gefroren und alles kalt und ruhig ist, eiligen Schrittes die Straße entlang oder läuft Schlittschuh, so kann man sich mit Recht verwundern die Frage vorlegen: „Warum bin ich so warm, während alle Dinge um mich her, der Boden, die Bäume, das Wasser und die Luft so kalt sind? Wie kommt es, daß ich nicht befröhe, laufe, gehe, springe, wenn alles Andre, was ich erblicke, regungslos ist, ausgenommen vielleicht ein betrittener Vogel, der vergessens nach Nahrung sucht?“ Diese beiden Fragen kann niemand vollkommen lösen, aber wenigstens theilweise vermögen wir sie zu beantworten, und die Wissenschaft, die uns hierzu verhilft, nennen wir Physiologie, d. h., die Lehre von den Vorgängen im lebenden Körper.

Wir können uns freiwillig bewegen. Wir brauchen nicht, gleich den Zweigen und Blättern, zu warten, bis der Wind uns anweht, oder gleich den Steinen, bis jemand uns bewegt. Auch der Vogel kann sich freiwillig bewegen, ebenso der Hund und jedes Thier., so lange es lebt. Läuft man einen Stein an einem bestimmten Plage liegen, so erwartet man, lange Zeit nachher dorthin zurückkehrend, den Stein wieder zu finden; ist dies nicht der Fall, so sagt man, jemand oder etwas hat ihn fortbewegt. Aber sieht man einen Sperling oder eine Maus auf einem Grasplatz, so weiß man, daß, sowie man den Rücken wendet, sie fort sind.

Alle Thiere bewegen sich freiwillig, aber nur so lange sie leben. Finden wir den Körper einer Schlange am Wege, so ist das Erste, was wir thun, ihn mit einem Stock zu berühren. Wenn die Schlange sich nur so weit bewegt, als wir sie mit dem Stock stoßen, so heißt es, die Schlange ist tobt. Bewegt sie sich aber von selbst, wenn wir sie berühren, schlängelt sie umher und gleitet vielleicht zuletzt hinweg, so wissen wir, daß sie lebt. Jedes lebende Geschöpf, welcher Art es sein möge, von dem Menschen herab bis zu dem winzigsten Thiere, das in einem kleinen Teich umherschwimmt

Ein Kofaken-Zöhl.

Im nördlichen Theil des Kreises Samara liegt ein kleines, ärmliches Dorf Zernolowa. Als die Wagen der Bauernbewegung am nächsten schlugen, wurden auch die Bauern von Zernolowa von ihnen mitgerissen, und zur Strafe wurde eine Sotnik Kofaken im Dorfe einquartiert. Voll Schrecken sahen die Bauerleute die Sotnik anziehen und machten sich bereits darauf gefaßt, in kürzester Zeit nähere Bekanntschaft mit dem Radikalheitsmittel, der Nagaita, zu machen. Die Kofaken vertheilten sich im Dorfe, ließen ihre Pferde vom Kutt austreten und spannten sie dann vor die Pflüge ihrer Hauswirthe. „In einem so schlechten Jahre dürfen wir nicht auf der Bärenhaut liegen“, erklärten sie,

und das nur mit dem Microscop gesehen werden kann, bewegt sich freiwillig. Sich selbst überlassen, bewegt es sich und ruht abwechselnd; durch irgend etwas aufgestört, geht, läuft, kriecht, kriecht oder schwimmt es weg. Ähnliches kommt manchmal auch bei leblosen Dingen vor. Ein Stein, vorsichtig auf den äußersten Rand einer hohen Mauer gelegt, wird durch einen leichten Stoß herabfallen. Aber wenn er den Boden erreicht hat, bleibt er liegen, und wenn wir den Vorgang wiederholen wollen, so müssen wir den Stein wieder auf die Mauer legen. Bekannt ist das Spielzeug, eine Maus, die wenn sie an einer bestimmten Stelle berührt wird, wegläuft, dem Anschein nach von selbst, als ob sie lebte. Aber bald hält sie an, und wenn sie stehen geblieben ist, so kann man sie wieder und wieder berühren, ohne sie zum Weiterlaufen zu bringen. Sie geht nicht eher weiter, bis sie wieder aufgelesen worden ist. Und jedes Mal, wenn sie wieder laufen soll, muß sie von neuem aufgelesen werden. Lebende Thiere bewegen sich fort und fort und brauchen doch nicht aufgelesen zu werden; denn sie ziehen sich immer selbst auf. Wir werden im Verlauf des Studiums der Physiologie unsern Körper und den aller Thiere als seine Maschinen mit allen Arten von Triebfedern, die immer ablaufen, aber sich immer wieder von selbst aufziehen, betrachten lernen.

Wir sind warm, selbst am kältesten Winterlage, wenn wir tüchtig laufen; sehr warm, wenn wir gut in Kleider eingehüllt sind, wie man sagt, die Kälte abhalten, aber in Wirklichkeit die Wärme aufhalten. Das Bett mag kalt sein, wenn wir des Abends uns hineinlegen, aber es ist warm, wenn wir es am Morgen verlassen. Der Körper des Menschen gleicht einem Feuer, sich selbst und alles um sich herum erwärmend.

Wir sind warm und bewegen uns von selbst. Wir sind im Stande, uns zu bewegen, weil wir warm sind; wir sind warm, damit wir uns bewegen können. Wie erklärt sich dies? Stellen wir uns zunächst einen Gegenstand vor, der kein Thier, aber warm ist und sich bewegt, der sich nur bewegt, wenn er warm ist, und der warm ist, um sich zu bewegen. J. B., eine Lokomotive. Was setzt die Maschine in Bewegung? Die brennenden Kohlen, deren Hitze das Wasser in Dampf verwandelt; in Folge dessen arbeitet der Kolben, während zu gleicher Zeit die ganze Maschine warm wird. In dem gleichen Verhältnis, wie die Maschine arbeiten soll, müssen Kohlen verbrannt werden; um sie in Thätigkeit zu erhalten, werden fortwährend neue Kohlen aufgeschüttet; nur die ganze Zeit, in der sie arbeitet, ist sie warm. Ist der Kohlenvorrath verbrannt, so bleibt sie stehen und wirkt kalt, gleich einem todtten Thier.

In gleicher Weise bewegt sich auch unser Körper und ist warm, wie die Dampfmaschine, weil ein stetes Feuer in unserm Körper brennt. Dieses Feuer, gleich dem Ofen der Maschine, braucht von Zeit zu Zeit neuen Brennstoff, der nicht Kohle, sondern Speise ist. In drei Punkten unterscheidet sich unser Körper von der Dampfmaschine. Erstens wird unser Feuer nicht benutzt, um Wasser in Dampf zu verwandeln, sondern in ganz anderer Weise, wie wir später sehen werden. Zweitens ist unser Feuer ein Verbrenner nicht von todtten Kohlen, sondern von feuchter Nahrung. Drittens verbrennt die Nahrung, die wir zu uns nehmen, nicht in einem abgesonderten Theile unseres Körpers, in einem Ofen, der für diesen Zweck besonders bestimmt ist, gleich dem der Maschine. Die Nahrung wird zu Theilchen unseres Körpers, und unser ganzer Körper ist es, der Theilchen für Theilchen verbrennt.

Sprüche.

Was man zum Guten wie zum Bösen deuten kann. Nimm, sei's zum Bösen auch gemeint, zum Guten an!

Der Hunger quält dem Fleisch zuweilen wohl ins Haus. Allein die Thätigkeit wirft ihn zur Thür hinaus.

Am besten machst du gleich dein Ding im Anfang recht, Nachhererung macht oft Halbquatsch völlig falsch.

F. Rüdert.

„Wir sind selbst auch Bauern, und da wir unsere eigenen Felder nicht bearbeiten können, wollen wir wenigstens euch helfen. So arbeiteten die Kofaken im Verein mit den Bauern im Scherfwerk ihres Angehts und erfüllten ihre Aufgabe, Ruhe im Dorf zu schaffen, in etwas unerwarteter, aber durchaus zweckentsprechender Weise. Das Interesse an der kleinen Geschichte wird dadurch erhöht, daß sie von der Opposition verbreitet wird. Sie soll einen Beleg dafür abgeben, daß selbst die Kofaken kein willenloses Werkzeug der Regierung seien; inwiefern das Beispiel dafür glücklich gewählt ist, ist eine andere Frage.“

Der Reiche hat lauter nahe Verwandte, der Arme lauter entfernte.

Die rothe Nelke.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

Es hatte ihn Mühe genug gefostet, die rothe Nelke zu erlangen, die er jetzt vor dem halbblinden Spiegelchen seines Buchhalterstübchens im Nebenhaus der großen Mühle totett im oberen linken Knopfloch seines Sommerrocks befestigte. Er sah eben in diesem raslosen Mühlenbetriebe, weitab von der Stadt, wie in einem Gefängniß, und che er am Sonntag in die Stadt kam, waren die Blumengeschäfte längst geschlossen.

Was war ihm also übrig geblieben, als am Abend des Samstags, ehe der Abend heraufstieg, hinten über den Fortgärtchenzaun zu klettern und dort, wo sie in verlockender Fülle aufgebüht waren, eine zu täubeln? Den alten Oberförster selbst konnte er nicht auf darum bitten, da sie bei einem Streit über Hünerbunde so hart aneinander gerathen waren, daß sie sich fortan nur noch mit kühlem Gruß begegneten. So lange war das nahe Forsthaus sein Trost in der Einsamkeit dieser arbeitsreichen, aber auch quitzbehaltenen Stellung gewesen. Im vertraulichen Kreise der Försterfamilie hatte er Aregung und Zerstreuung, Erholung und Antheilnahme gefunden — bis zu dem alternen Tage, wo sie sich bei einer Bowle über die unglücklichen Eigenschaft des oberforstlichen Hünerbundes unterhalten und schließlich ganz unnötig scharfe Worte getagt hatten. Denn der Oberförster war eigentlich gar kein unduldsamer Eiserner, und Franz Steinmoser kümmerte sich sonst nicht besonders viel um Hünerbunde. Aber der Bohnengeist war wohl ein wenig zu stark gewesen; vielleicht hatte den Mißpropheten auch die Anwesenheit des ältesten Försterindes, das aus der Pension auf Ferien dahingewandert, verwirrt oder angepörrt, sich in das Thema zu verbeissen, genug — seit dem dummen Wortgefecht, bei dem die Bohnenblätter schließlich das Tosen gelernt hatten, weil der Oberförster seine wichtigsten Argumente mit der Faust auf der Tischplatte festnagelte, war der sonst so freundschaffliche Verkehr ins Stoden gerathen. Und das klettern schließlich den trauen Franz Steinmoser auf absonderliche Gedanken gebracht, weil ihm die endlose Einsichtigkeit auf der abgelegenen Mühle auf die Nerven fiel.

Er wollte heiraten. Und dazu brauchte er eben die rothe Nelke, die er sich gestern auf nicht gerade rühmlichem Wege angeeignet hatte. Just eine Nelke mußte es nämlich sein, und zwar eine rothe, mit der er sich die künftige Hausfrau erobern wollte. An dieser rothen Nelke wollte sie ihn erkennen, die bisher nur ein paar „postlagernde“ Briefe mit ihm gewechselt hatte, nachdem Franz Steinmoser auf ein Inserat in der Provinzialzeitung sich entschlossen, der Waise von angenehmem Neuherrn, häuslichen Neigungen, sanftem Charakter und nicht unbedeutendem Vermögen“ näher zu treten. Und zwar sollte das Stellidchen am Sonntag in der Lindenallee des nahen Babes Schimmerleins stattfinden.

Dieser Sonntag war nun gekommen. Der Buchhalter hatte seine Vorbereitungen getroffen und rüftete sich zum Weg nach dem kleinen Bahnhöfchen, der zwischen den nächsten Dörfern und dem großen Mühlamoren angelegt war.

Ein wenig Herzklopfen hatte er doch, als er in den Wagen stieg. Man konnte nicht wissen, was aus der ganzen Geschichte würde. Und wenn auch am Ende der Lindenallee nicht gleich das Ständesamt lag, so war's doch ein Schritt, der vielleicht für sein ganzes ferneres Leben von Bedeutung werden konnte.

Eben, als der Zug sich in Bewegung setzen sollte, schallten aus dem kleinen Stationsgebäude ein paar laute Rufe. Der Zugführer nahm die Peise noch einmal von den Lippen, und die Schaffner sahen erwartungsvoll nach der Thür.

Da kam, hochroth vom eiligen Laufen, eine junge Dame herausgeschritten, die noch mitbefördert werden wollte. Es war Oberförsters Hedwig, die stumme Zeugin jenes thörichten Zwistes gewesen war, durch den er sich mit ihrem Vater entzweit hatte.

Er hätte sie kaum wiedererkannt, so hüßlich erschien sie ihm heute. Nachten das die rothen Wangen oder das heile, zierliche Sommerkleid? Ihre Augen waren ihm schon damals aufgefallen, tiefe, graue Sterne, die unwirklich Betrauen erweckten. Sie hatten mit stummer Bitte am Gesicht des Vaters gehangen, als er mehr und mehr in Hitze, und die Freundschaft schnöde in die Brüche gerathen war.

Gesesselt von der ihn wie verwandelt anmutenden Erscheinung beugte er sich über das halboffene Fenster, um ihr nachzuschauen. Leiber aber hatte der harte Holzrahmen dieses Fensters jene verhängnißvolle Höhe, die gerade nötig war, seiner rothen Nelke den Garaus zu machen.

mußte er zu seinem Entsetzen bemerken, daß die so schwer erlangte rothe Nelke von ihm Abschied genommen hatte. Nur der Stiel fand sich noch vor.

„So eine Dummheit!“ fing er halblaut an zu wettern. „Was ging mich das Nadel an? Ich hätte Obacht auf mich selber geben sollen, statt dem kleiner Förstersgärtchen nachzugaffen! Wo triege ich nun eine frische Nelke her? Jetzt wird womöglich aus der ganzen Sache nichts!“

Höchst verzerrt kletterte er in Bad Schimmerstein aus der Eisenbahn. Eine Blumenverkäuferin suchte er vergeblich. Auch in den Vorgärten der schmutzen Villen blühte nichts, was ihn hätte aus der Verlegenheit helfen können. Die einzige rothe Nelke, die er zunächst sah, steckte im Knopfloch eines etwas frech dreinschauenden, aber ungeheuer eleganten Stutzers, der mit dieser Fieder nun womöglich in ein Abenteuer hineintanzelte, von dem er bis jetzt noch keine Ahnung hatte. Vielleicht auch warf die „Waise von angenehmem Neuherrn“ kurz entschlossen das eigene Erkennungszeichen in die Büsche, wenn sie das geschmeigete Nigeli erblickte.

Wie sollte er sie dann überhaupt noch herausfinden aus dem Strom von jungen schönen Mädchen, die in der Lindenallee spazierten oder auf den Restaurants Terrassen ihren Kaffee schlürften? Verdrießlich nahm er an einem der freien Tischchen Platz, um die Spaziergänger zunächst einmal Revue passieren zu lassen. Während er nachdenklich in seinem Kaffee herumrührte, hörte er vom Nebentische abgerissene Brocken eines durch tolles Geklirr oft unterbrochenen Gespräches. Eine Schaar von etwa zehn jungen Damen hatte sich dort niedergelassen und theilte ihre Interesse abwechselnd zwischen Chokolade mit viel Schlagabne und den jungen Herren, die durch die Allee folgten.

„Nummer sechs!“ durch eine feste Brünne mit verhaltenem Jubel, während ihre Blide auf einen Dandy gerichtet waren, der merkwürdig Weise auch eine rothe Nelke im Knopfloch trug.

Wahrhaftig — wieder einer! — wisperte eine jener Blondinen, die zu viel Eisen im Blut haben sollen.

„O, es werden noch viel mehr! Ihr werdet es erleben! An zwanzig haben wir geschrieben. Davon kommen mindestens fünfzehn!“ bemerkte ihrer Sache sicher ein Schwarzköpchen mit einem leisen Zug von Besorgtheit im Gesicht.

„Ein ganz wunderbarer Spaß!“ freute sich ein kaum flüßiges Semmelbäckchen.

„Es wird noch viel schöner!“ belehrte die Schwarze. „Ihr müßt nur aufpassen, wie sie sich gegenseitig aufzartren, wenn sie sich begegnen. Als wenn sie sich aufzartren wollten! Es ist zu amüßant! — Da kommt übrigens Nummer sieben!“

Franz Steinmoser wandte den Kopf, um gleichfalls Nummer sieben zu mustern. Wahrhaftig: es war wieder eine rothe Nelke! Da schloß ihm heftig das Blut ins Gesicht. Er mußte plötzlich, daß die „Waise von angenehmem Neuherrn und den häuslichen Neigungen und so weiter“ eine nichtsnutzige Erfindung dieser übermüthigen Mädchen war, die sich einen Extraspaz für ihren Sonntag Nachmittag hatten leisten wollen.

An liebsten wäre er zu ihnen hinübergewandert und hätte ihnen ein paar gefällige Grobheiten gesagt. Aber dann hätten sie ja gewußt, daß er eigentlich „Numero acht“ war. Und das mochte er doch nicht verrathen. Er stand also baltig auf und mischte sich unter die Spaziergänger, von Herzen froh, daß seine rothe Nelke ihm zur rechten Zeit Belet gesagt hatte. Und da es geschien war, als er dem hüßlichen Försterstinde so angelegentlich nachgesehen, küßte er sich dem jungen Mädchen auf einmal dankbar verpflichtet. Das gab ihm wohl auch den Muth, sie freundschaftlich, als wenn nichts gewesen wäre, anzupflichten, als sie ihm mit einer in Schimmerstein aufgelauchten Tante auf der Promenade begegnete.

„Ein Freund von Papa!“ stellte Hedwig ihn vor und erröthete dabei, als ob es ein ganz abscheulicher Schwindel sei, den sie da verübe.

Er lächelte heimlich, war aber herzlich zufrieden mit dieser tatloosen Umgebung jenes schlimmen Streites. Und nun wurde er zum Kaffee eingeladen. Die Wohnung der Tante lag gleichfalls an der Lindenallee, und als sie von der traulichen Veranda hinabsahen in das runde Treiben der sonntäglichen gepuderten Menge und über alle möglichen Dinge plauderten, ward dem guten Franz Steinmoser so wohl und behaglich, wie seit langem nicht. Diese kleine Hedwig war doch ein gar liebes, frisches und natürliches Geschöpfchen!

Ein Ausruf des jungen Försterstindes ließ ihn aus diesem ihn wunderbar einspinneenden Gedanken auffahren.

„Sieh nur, Tante, wie viele Herren heut' rothe Nelken tragen!“ rief sie.

„Blumenbrache!“ orakelte Tante Dorothea wichtig.

„Wie?“ fragte Hedwig, während Steinmoser roth wurde vor innerlicher Belkennung.

„Das heißt so viel, wie: ich bin noch zu haben!“ gab die alte Dame Auskunft. „Herr Steinmoser darf sich auch eine ansehn, wenn er will! Hinten im Garten ist ein ganzes Beet voll! Geh und ha' ihm eine!“

„Aber Franz Steinmoser protestirte heftig. Auf keinen Fall wollte er heute noch einmal mit einer rothen Nelke geschmeickt sein.

„So sind Sie also nicht mehr zu haben?“ neckte ihn Tante Dorothea. „Vielleicht!“ gab er ausweichend zur Antwort und sein Blick streifte das Försterstind, das trotz aller Gegenanstregungen in eine ganz unmotivirte Verlegenheit gerieth.

Die Rückfahrt in der Eisenbahn legten die beiden Sonntagsausflügler in dem gleichen Muthheil zurück. Hedwig erzählte dabei dem Fahrengegnen, wie ag es den Vater bedrückte, sich mit ihm entzweit zu haben. Und da er sie jetzt an Bahnhöfen erwartete, sei das eine Gelegenheit, sich ohne viele Worte wieder zu vertragen.

Da fing er an, sich selbst anzuklagen, was für ein Thor er gewesen sei, die ganze schöne Zeit so veräümt zu haben! Die freien Wochen seien doch nun gewiß bald dahin!

„Welche Wochen?“ fragte sie erstaunt.

„Nun, Ihre Ferien, Fräulein Hedwig!“

„Aber Herr Steinmoser“, sagte sie streng, „Sie besuchen doch Papa!“

„Das war einmal!“ rief er und sah ihr ganz verwegene dabei in das läch in Purver getauchte Gesichtchen. „Wenn ich jetzt wiederkomme, kümmere ich mich um den alten Brummbar zunächst gar nicht, sondern —“

„Denken Sie an Ihre — künftige Frau, Herr Steinmoser!“ unterbrach sie ihn.

„Wie meinen Sie das?“ erkundigte er sich veräümt. „Ich — wenigstens vorläufig — das heißt —“

„Haben Sie nicht vorher die rothe Nelke zurückgegeben, weil — weil —“ wisperte sie verlegen.

„Ach was!“ sagte er ärgerlich aufschlachend. „Diese verwünschte rothe Nelke! Sie sollen es erfahren, wie die Sache zusammenhängt!“

Und dann leichtete er.

Als der Zug einfuhr, hatte er gerade noch Zeit zu fragen, ob sie ihn noch sehr lächerlich finde wegen dieser beschämenden Nellenegeschichte.

„Aber dazu hatte sie ein viel zu gutes Herz!“ Sie fand es abscheulich von dem schlecht gerathenen Mädchen, und bedauerte sehr, obgleich —“

„Aber da die Thür jetzt geöffnet, und das verdubte Gesicht des Oberförsters sichtbar wurde, kam sie mit dem Satz nicht zu Ende, denn Franz Steinmoser packte die Gelegenheit beim Schopfe und fragte seinen bisherigen Gegner direkt, ob er sein Schwiiegervater werden wollte.“

Und der nickte bloß und schlug ihn auf die Schulter, daß es patschte.

Naturgemäß.

„Dürren denn die Gefangenen der hiesigen Anstalt auch baden?“

„Versteht sich, die kriegen aber nur Siebäder.“

Amüßlichen.

Gattin: „Du kommst ja von Deinem Spazierritt schon so früh zurück?“

Sonntagsreiter: „Ja, mein Pferd hatte Heimweh.“

Gemüthlich.

Tourist (der sich ein Schnäpschen bestellt hat, zum Wirth: „Na, das ist doch eine Unart, daß Sie erst aus der Flasche trinken und dann mir ein Glas serviren wollen!“)

Wirth: „Na, ich muß doch kosten, ob ich auch die richtige Sorte erwischt hab!“

Sartfühlend.



„Seit da Nazi q'torb'n is, is da Ferd'l Dei' Spezi, get? ... Gatt D' n' aa' so gern, wie n' Nazi?“

„A geh, hör' ma auf mit n' Ferd'l! Da war da Nazi do' ganz a' andara! Wann dem was net pab'l hat bei mir, nacha hat a ma einfach a Wolf'n geb'n — da Ferd'l ab, der redt bei jeder Klauigkeit a' paar Tag nit mit mir!“

Genau befolgt. Gerichts-Vorsitzender (zum Angeklagten): „Sie gestehen also zu, aus dieser Arzneischachtel, worin die Magd ihre Ersparnisse aufzubewahren pflegte, das Geld noch und noch entwendet zu haben. Aber, was konnte Sie zu dieser That veranlassen?“

Angeklagter: „Nun, weil au' der Schachtel stand: „Täglich zweimal davon zu nehmen!““

Ausrede.

Dame: „Das Gebiß, welches Sie mir angefertigt haben, schmerzt mich.“

Zahnarzt: „Ein Beweis wie natürlich die Zähne sind.“

Eine Kennerin.

„Stauben Sie denn auch mal mein Aukler-Porträt ab, Minna?“

„Ne, gnä' Herr, das steht so am Natürlichsten aus!“

Im Wilde geblieben.

Wirth: „Wie finden Sie das Bouquet des Weins?“

Gast: „Großartig, hat sich im Wasser sehr gut gehalten.“

Schick einfach.

Er: „Aber, liebe Emilie, ich sehe nicht ein, warum ich denn immer unrecht haben soll!“

Sie: „Sich einfach! Weil ich immer recht habe.“

Der Wittwer.

Der Huberbauer begiebt sich an einem Freitag zum Herrn Pfarrer, um ihm von dem eben erfolgten Ableben seiner Frau Mittheilung zu machen. „Und wann soll denn's Begräbniß sein, Huberbauer?“ fragt der Geistliche.

„Am dreie, Herr Pfarrer, Montag“ und fügt bedauernd hinzu: „Sis schad“, daß sie nicht gestern gestorben ist, da hätten wir sie Sonntag begraben können.“

Kindermund.

Der kleine Willi: „Ich wollte ich wäre Sie, Herr Müller!“

Herr Müller (der zum Essen geladen wurde): „Weshalb, mein Kind?“

Der kleine Willi: „Weil man mich dann nicht an den Ohren ziehen würde, wenn ich mit dem Messer essen würde!“

Bielsgend.

Tochter des Hauses (zur Köchin): „Hnen kann man doch etwas anvertrauen! ... Wissen Sie, was unglückliche Liebe ist?“

„O, schon 23 Mal!“

Unverschäm.

„Anna, ich glaube, Sie benötigen meine Schleier!“

„Aber, gnä' Frau, ich hab's doch nicht nötig — daß ich so dicke Schleier trage!“

Frommer Wunsch.

Spaziergänger: „Wenn nur erst'n Strahlenverlehmittel erfunden wär“, mit dem man diese Maleszkaulter überfahren könnt!“

Schon möglich.

„Haben Sie schon eine Braut, Herr Meier?“

„Es kann sein — ich war seit acht Tagen nicht beim Heirathsmittler!“

Missverständniß.

Neffe (zum Onkel): „Ohne Umschweife gesagt: Ich habe 90,000 Mark Schulden!“

Onkel: „Das ist wirklich fabelhaft!“

Neffe: „Nicht wahr? ... Na schau, und ich hab' ganz klein angefangen!“